

Gewitterkurm.

Roman von Hans Richter.

(Fortsetzung.)

Langsam begannen seine so unerwartet gedrohenen Hoffnungen sich wieder aufzurichten. Es schien durchaus nicht unbedeutend, dem wie im Rausche einer sieberhaften Leidenschaft geschlossenen Bunde zweier so heftigen, stolzen, unbesonnenen Charaktere ein schnelles und übles Ende zu prophezeien. Sie gaben einander zu sehr in ihrem starken, rast- und unabhängigkeitseigenthümlichen, überauswärtigen Leidenschaftlichkeit, ihrem unerschütterlichen Trost, als daß sich das unvermeidliche schwierige Sich-einanderfügenlernen, das gegenseitige Beanspruchen und widerstrebende Nachgeben, die kleinen Enttäuschungen und Meinungsverschiedenheiten, die selbst den zärtlichsten Hüttenwachen folgen, zu harten Kämpfen hätten Anlaß geben sollen. Auch die heißeste Liebe muß gelegentlich ganz profanen Lebensgewohnheiten weichen, und Robert besaß deren ziemlich felt-same, kein Wunder freilich bei einem vierzigjährigen Junggesellen, der in aller Herren Ländern die Sitten an-genommen, die seinem bizarren Cha-rakter zusagten, doch nicht weniger als angenehm und anmuthend für eine bisherige Hofdame — indeß, auch diese Berechnung schien Egon enttäuschen zu wollen. Die Nachrichten, welche er aus sicheren geheimen Quellen erhielt, besagten nichts von den erwarteten Zerwürfnissen, die Ehe blieb, wenn auch kinderlos, so doch vollkommen glücklich, und Baron Roberts Gesund-heitszustand verbesserte sich in einer Weise, daß dem Agnaten höchstens die Hoffnung blieb, als silberhaartiger Greis in den ersehnten Besitz des Ma-jorats zu treten. Vor etwa einem Jahre jedoch begann Jacques von einer Entzündung der Gatten zu berichten, von der plötzlich erwachten Eifersucht des Barons, die sich oft bis in's Maßlose steigerte und zu den häßlichsten Scenen führte. Ob berech-tigt oder nicht, bei einem Charakter wie demjenigen Roberts mußte die Eifersucht, die qualvollste und unbedenkenlose aller Leidenschaften, über kurz oder lang in eine entsetzende Katastrophe ausbrechen. Die geringe Gelegenheit konnte dieselbe herbei-führen, und nun — tief hieß Egon von Nicolai seinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es sich aufbäumte und mit einem gewaltigen Sahe vor-wärts schoß. Es sah wie ein Freuden-sprung aus.

Als er das Thier wieder beruhigt, setzte er sein Selbstgespräch fort: Was auch immer vorgegangen sein mag, ganz allein trägt Robert die Schuld nicht. Einen greifbaren Grund hat er sicher gehabt und die „liebe Cousine“ irgend etwas zu bereuen. Sie wäre sonst nicht bei Nacht und Nebel davon-gelaufen. Kein Wunder übrigens, so jung und schön und klug, dabei an einen Mann gefesselt, der von Rechtswe-gen in die Zeit der Völkerveränderung oder der Wülfenfahrten gehörte. Ich bin der Letzte, der sie darum ver-dammt. Hätte sie die Hand, die sie mir bot, nicht wieder zurückgezogen, ich wäre wahrhaftig ihr treuester Freund gewesen. Die alte Liebe ist doch noch nicht ganz todt. Aber so — erst einladen und dann wieder „sans facon“ zur Thür hinauswerfen, — sie werden es bereuen, teuerste Mel-litta, wenn eines Tages der indische Capitän die Nicolaburg und ganz Neustadt auf den Kopf stellt! Wer kann denn die Geschichte von dem Sturz mit dem Pferde über das Straßengeländer hinweg glauben? Meinemwegen mag daraus werden, was will, ich menge mich, in nichts und wasche meine Hände in Unschuld. Wie auch die Würfel fallen, ich streiche dabei auf jeden Fall den besten Ge-winn ein, ohne einen Einsatz zu wa-gen. Dieser Tollkopf, Buchrodt, der meinem berühmten Herrn Vetter nicht wohl nachsieht, arbeitet für mich, als ob ich ihn dafür bezahlte!

Seine anfänglich finstere Miene hatte sich wieder aufgehellt.

Er lachte, strich sich das glatte Kinn, trällerte ein französisches Liedchen und setzte sein Pferd in Trab.

Fünftes Capitel.

Erst am Vormittage des folgenden Tages erwachte Konrad Buchrodt zum Bewußtsein. Zufällig befanden sich Melitta und Clara allein im Zimmer,

die Letztere ein wenig zurückstehend, so daß er nur die Baronin erblickte, als er die Augen langsam, wie nach einem schweren Traume, öffnete. Er schien nachzufühlen und dann flog ein sonniges, heiteres Lächeln über seine Züge. Die Minuten vor dem Sturz standen ihm wieder klar im Gedächtniß; er hatte also doch erreicht, was er gewollt, mehr noch!

Melitta, liebe Melitta! flüsterte er leise, zärtlich.

Erstehend trat sie zwei Schritte zu-rück, und da der Eisverband seinen Kopf unbeweglich festhielt, entschwand sie damit seinen Blicken und statt ihrer sah er Clara.

Du, Clara? Ah, ich glaubte — ach, das war wohl noch der Fiebertraum, eine Hallucination — aber so schön, so schön!

Nur Erstaunen und Bebauern klang aus seiner Stimme. Kein Wort der Freude, des Grusses — dem armen Mädchen schossen die Thränen in die Augen, doch beugte sie sich zu dem Kranken nieder, ordnete sorgsam seine Rippen und sagte:

Du darfst nicht unnötig sprechen, Konrad; es schadet dir. Wünschst du etwas?

Er bejahte, die Augen von Neuem schließend, und als sie ihn wieder schlafend glaubte, ging sie hinaus, an der Baronin vorüber, ohne sie anzu-sehen. Im Garten sank sie wie gebro-chen auf eine Bank nieder. Ihr war, als habe sie in einen Abgrund geschaut, in den alle ihre Hoffnungen und Glücksträume versanken, aus dem das Gespenst widerlicher Sünde ihr ent-gegenfarrte. Konrads erster Blick und erstes Wort betrieffen ein heimliches Einverständnis mit der Baro-nin, mit einer Frau, die durch heilige Bande an einen anderen Mann gelei-tet war, sie begriff das kaum, es er-füllte sie mit Abscheu und Entsetzen. In ihrer tiefen Liebe für Konrad suchte sie nach Entschuldigungsgrün-den — ihn fesselte kein anderes Band, er war so unbesonnen, heftig und lei-denschaftlich veranlagt, in seiner Gut-müthigkeit so leicht zu überreden und zu verleiten — das Einzige, was ihn in Wahrheit entschuldigte, seine völlige Unkenntnis der äußeren Verhält-nisse Melitta's, ahnte sie nicht.

Melitta war, noch tiefer und schmerzlicher erschüttert als jene, bei dem schnell wieder Entschlummeren zurückgefallen. Mit grausam selbst-quälender Offenheit sagte sie sich, wie sehr sie von Clara verkannt wer-den mußte, daß sie in deren Augen als eine Ehegattin dastand. Einen Augen-blick empfand sie das Verlangen, ihr in den Garten nachzueilen und eine Aufklärung zu versuchen, doch zog sie den schon erhobenen Fuß schnell wie-der zurück, — wozu sich verheißigen, da doch, wie sie im Voraus überzeu-gt war, keines ihrer Worten Glauben finden würde? Feig wäre es gewesen, alle Schuld auf den Kranken abzuwäl-zen; die tiefste, ursprüngliche Ver-anlassung dieses Mißverständnisses und Mißverhältnisses lag doch in ihr. Und wenn sie dem Jorn des Gatten, dem Sohn und der Verleumdung der ganzen Welt trohnte, was konnte ihr daran liegen, wie dieses unbedeutende Mädchen über sie dachte? Sie glaubte mit dem Leben abgeschlossen und für alle seine Anfechtungen nur noch das betrüßliche Lächeln einer weltentrück-ten Philosophie zu haben.

Trotz dieser im Augenblick durchaus ehrlichen Ueberzeugung, trotz des ge-genseitigen Schweigens über den Vor-fall griff ein unerquidliches Mißbeha-gen immer mehr Platz; zwischen den beiden Frauen lag es wie eine unüber-brückbare Kluft, aus der eine eifige Atmosphäre empotstieg. Sie vermie-den es, allein miteinander zusammen-zutreffen, sogar bei Konrad, das letz-tere allerdings nur so lange, als er noch bettlägerig war. Nachdem er je-doch bereits nach wenigen Tagen das Bett mit einem Rollstuhl vertauscht, welchen Jacques meist bis auf die Veranda oder in den Garten schob, entwickelte Clara ein sieberhaftes Be-streben, ihn nicht mit der Baronin al-lein zu lassen. Die Letztere kam dieser Absicht nur zu gerne zuvor; noch mehr als jene fürchtete sie ein Alleinsein mit Konrad, das unbedingt zu einer Er-läuterung führen mußte. Ueber die Art ihrer Antwort war sie zwar keinen Augenblick mit sich im Zweifel, doch fühlte sie nur zu gut, welchen Eindruck dieselbe auf Konrad machen, welche Kämpfe darauf folgen mußten — und trotz der anscheinend so günstig fort-schreitenden Genesung warnte der Arzt beständig vor jeder noch so geringen Erregung, hatte sogar den Besuch der Verwandten und Kameraden verboten, weil er von jeder Störung der seel-lichen Ruhe ein gefährliches Gehirnfe-

ber fürchtete. Melitta konnte nicht anders — sie mußte seine stimmten Huldigungen, seine werbenden Blicke ertragen und zitterte vor der Aufklä-rung, die in dem Augenblick der Erläute-rung mußte, in welchem Clara sie allein mit ihm ließ.

Konrad war weit entfernt davon, nach den äußeren Verhältnissen der Geliebten, von denen Niemand zu ihm sprach, zu fragen. Er fand sie von Tag zu Tag schöner und liebenswer-ther, sie weckte fast beständig in seiner Nähe, das genügte ihm vollkommen. Durch dieses geflüsterte Ignoriren aller persönlichen Beziehungen, dessen Ursache er nicht verstehen konnte, bei seiner leichtsinnigen Zuvorsicht auf sein Glück, seinem herzlosen Rechnen mit den Möglichkeiten, wie eben nur die blinde Leidenschaft rechnen kann, trat der Gedanke, Melitta könne bereits gebunden sein, nicht erst an ihn heran, selbst dann nicht, als ihre zurückhaltende Kühle ihm auffallen mußte. In sei-nem Optimismus schrieb er diese letz-tere lediglich der einer eifersüchtigen Ueberwachen gleichenden beständigen Anwesenheit Clara's zu, was ihn ver-anlaßte, das arme Mädchen mit un-freundlicher Kälte, oft mit geradezu verletzender Schroffheit zu behandeln. Schwiegend, ohne ein Wort oder einen Blick der Klage trug sie es. Wie sehr auch ihr Herz litt, wie oft sie auch fast zusammenbrach unter der Last der bitteren Enttäuschung, der Eifersucht, des Schmerzes um ein verlorenes Glück, das sie bisher noch immer zu erreichen gehofft, sie lachte aus mit der wunderbaren Kraft stübender Liebe, in welcher die Frau stets den Mann übertrifft, wie ein Soldat auf einem verlorenen Posten, den er bis zum letzten Blutstropfen behauptet, getreu seiner Pflicht, obwohl er weiß, daß er keinen Sieg, keine Hilfe, kaum eine verpöbete Anerkennung zu erwar-ten hat. Für sich hoffte sie nichts mehr, — was lag auch an ihr, wenn nur Konrad aus den Schlingen der herz-losen, koketten, intriganten Welt-dame gerettet wurde!

Nur eine Ahnte, was in ihr vorging, und gerade diejenige, der ihr Herz zu verfallen sie sich am meisten scheute: Melitta. Die scharfblickende, men-schenkundige Frau erkannte ihre Liebe, ihren Stolz und Verdacht, empfand das aufrichtigste Mitleid für sie und konnte ihr doch nicht helfen, da Clara jeden Versuch einer vertraulichen An-näherung scheu und misstrauisch aus-wich, um in ihrer jetzigen Stimmung jedes Sichtsündigen als ein Sich-an-lagen zu betrachten.

Ueberall Mißtrauen, Verleumen, Verheimlichen — wie eine dumpfe Ge-witterstimmung, eine zur Explosion drängende elektrische Spannung lag es in der Luft. Und diese Explosion kam, so lange sie auch künstlich hinausge-schoben worden war.

Es war einer jener sonnigen, stillen Tage, deren dieser Frühling so viele zählte. In den schattenlosen, breiten Thälern mochte eine erfindende Hitze herrschen, hier auf der Höhe wurde sie angenehm gelindert durch den frischen, mit dem Duft der knospenden Bäume geschwängerten Lufthauch, der vom Gebirge herüberstrich, durch die un-beweglichen Schatten der uralten Buchen und Tannen. Schwankend zwischen dem wonnigen Behagen der rasch fortschreitenden Genesung und der aufregenden, nervenverstimmen-den Ungeheißheit, die ihn in Bezug auf seine Liebe erfüllte, ruhte Konrad Buchrodt bequem auf einer Chaise-longue am Eingange des Parkes. So-eben hatte ihn der Arzt verlassen, höchst zufrieden mit seinem Befinden und mit der Versicherung, er könne nunmehr Besuche empfangen und in den nächsten Tagen nach Lichtenau überföhren, ein Ausspruch, der das Schwanken seiner Stimmung noch ver-stärkte. Es mußte jetzt zur Entschei-dung kommen, noch heute — die Ge-liebte fast kaum drei Schritt von ihm entfernt, den Kopf leicht auf die hohe Lehne ihres Gartenstuhles zurückge-bogen, die prachtvollen, großen Augen träumerisch aufwärts in das frische Baumgrün gerichtet, so daß die Son-nenstrahlen, die sich durch das Laub-dach stahlen, sich in ihnen zu spiegeln schienen. Er beaufsichtigte sich am An-blick dieser dunkel leuchtenden Sterne, dieser herrlichen Gestalt, sein Herz klopfte vom Periphrasen, wilde, heizige Worte und Wünsche stiegen in ihm empor, erstikten ihn fast — er mußte sie zurückdrängen, denn zwischen ihnen sah Clara und ihre tiefumschatteten Augen wanderten in rastlosen Blicken voll eigenthümlichen, scharfen Glanzes von dem einen zur andern.

Wie ein Kerkermeister seine Gefan-

genen, nein, wie eine Rahe ihre Beute bewacht, murkte Konrad in sich hinein und sagte laut: Liebe Clara, ich ver-misse meine Briefstasche. Wenn du die Güte haben wolltest.

Ich werde sogleich Jacques rufen, antwortete das Mädchen, nach der Glocke auf dem neben ihr stehenden Blumentischchen greifend.

Zu gleicher Zeit trat der Kammer-biener, der die Fähigkeit zu bestehen schien, durch Mauern zu sehen und zu hören und stets zur Stelle zu sein, so-bald man seiner bedurfte, aus der nächsten Thür auf dem Gartenvor-platz.

Ich meine das Portefeuille mit mei-nen Briefen und Notizen, fuhr Kon-rad heftig empor. Solche Dinge giebt man nicht in Diensthände. Falls du nicht geneigt bist, die geringe Mühe zu übernehmen — mit einem zornigen Blick, der Clara erröthen und dann um so auffälliger erblaffen ließ, brach er ab.

Entschuldige, es war gewiß nicht böse gemeint; ich gehe schon, bat sie so demüthig, daß ihm seine Schroff-heit schon wieder leid that.

Auch Melitta hatte sich erhoben. Bitte, Fräulein Buchrodt bleiben Sie — ich muß ohnedies hinein und werde Ihnen das Portefeuille sofort selbst herausbringen, Herr Lieutenant.

Gräbige Frau!

Noch ehe sich Konrad auf eine Phrase besonnen, hatte ihm Clara die bargereichten Schlüssel aus der Hand genommen und war davon geeilt. Endlich waren die beiden allein, da Ja-cques nicht minder die empfehls-würdige Gabe besaß, zu gelegener Zeit spurlos wie ein Gespenst zu verschwin-den.

Heute zum ersten Male hatte sich Konrad die Frage vorgelegt, wer Mel-litta eigentlich sei, und mit gewohnter sorgloser Zuvorsicht suchte selbst die Antwort gegeben: irgend eine Ver-wandte des Barons Nicolai, der ihr das von ihm nie besuchte Schloß zur Verfügung gestellt. Er glaubte ein-mal von einer wenig bemittelten Sei-tenlinie der Nicolai gehört zu haben; dieser wies er sie zu.

Wir müssen bald scheiden, Melitta, begann er hastig, ich hoffe, nicht für immer. Das ist es, was ich Ihnen sagen muß unter vier Augen: nicht für immer! Es wäre das Unglück meines Lebens. Sie wissen, wie es in mir ausbleibt, wissen, daß ich Sie ge-liebt habe von jener Stunde an, in welcher über und um uns das Gewit-ter brauste. Ein stärkerer Sturm noch tobt in meiner Brust: die mächtige Leidenschaft, die mich zu Ihnen zieht, die von Stunde zu Stunde angewach-sen ist, mein ganzes Dasein erfüllt, mich nichts mehr fühlen, denken und träumen läßt. Sie, nur Sie, einzig Sie, Melitta. Es wird auch ferner keinen Fesseln und keine Klänge geben, die mich von Ihnen trennen könnte; ich folge Ihnen, weil ich es muß, weil Sie mich mit tausend unzereißbaren Ketten gefesselt halten. — Wie wenn ein starker Quell die auf ihm lastende Felsende sprengt und die angesam-melten Wasser machtvoll hervor-sprudelt, hatte Konrad diese Worte in wilder Ueberzeugung ausgeprochen. Er sah, wie Melitta sich immer fester auf dem Stuhl, neben welchem sie stehen geblieben war, stützte; dabei wurde sie blässer und blässer und in ihrem Auge zeigte sich der ergreifende, hilflose, stehende Ausdruck, mit welchem ein verfolgtes Reh den unbarmherzigen Jäger anaukt. Es rührte ihn. Sich gewaltig beherrschend, fuhr er ruhiger fort: Habe ich Sie erschreckt, Mel-litta? — das wollte ich nicht, ich sprach ja nur aus, was Sie bereits längst in meinen Blicken müssen gelesen haben, Gefühle, die so mächtig sind, daß ich sie nicht verbergen könnte, selbst wenn ich es beabsichtige. Ja, es war mir ein süßer Trost auf meinem Kranken-lager, zu wissen, daß Sie mein Herz und meine Liebe kannten, die treue Ge-genwart, in der ich Ihnen mein gan-zes Dasein weihen will, und mit die-sem Trost zugleich nahete sich die seltsame Hoffnung: Sie jürnen meiner Ver-wegenheit nicht, weil Sie es nicht kön-nen, weil auch Ihr Herz, im gleichen Zauber der Liebe befangen, mir zu-neigte und . . .

Die heißen, leidenschaftlichen Worte lönten in Melitta's Ohr wie der be-rührende Klang einer fernen Musik; sie dachte daran, wie vor wenigen Jah-ren ein Mann fast das nämliche zu ihr gesprochen, wie sie sich in verzehrender Leidenschaft an seine Brust gedrückt und das höchste Glück genossen hatte, um dann langsam durch ihn so na-menlos elend zu werden, bis sie ihn fliehen mußte. Und diese Erinnerung hielt sie so mächtig wie in einem Bann gefangen, daß sie keine Kraft zu

einer Entgegnung fand — eine bitter harte Strafe ihrer Unbesonnenheit. Wie einzelne Tropfen glühenden Me-talles fielen diese verbenden Worte auf ihr gequältes Herz. Erst jetzt, da er von ihrer Gegenliebe sprach, brach die-ser Bann; ein gelientes Nein und tausendmal Nein! entfloß ihren Lip-pen.

Melitta! fuhr Konrad empor. Er stand jetzt neben ihr, faßte nach ihrer Hand, die sie ihm entzog, und sah ihr tief in die Augen.

Lassen Sie mich, Buchrodt, ich bitte Sie — um Ihrer selbst willen!

Nein; geben Sie mir Antwort, so unumwunden und ehrlich, wie ich stets zu Ihnen gewesen. Ich bin kein Knabe, dem man mit einer leeren Ausflucht entgehen kann, ich habe ein Recht, Offenheit zu verlangen.

Ein Recht? wiederholte Melitta, sich straff emporrichtend; dieses eine Wort, seine schroffe Betonung, gaben ihr Kraft und Stolz zurück. Hatten Sie wirklich ein Recht, mich zu verfol-gen, trotzdem ich es Ihnen verbot; sich in der Art eines Thoren in Gefahr zu stürzen, obwohl ich Sie floh; einige mehr als alltägliche Worte, die ich zu Ihnen sprach, weil ich Sie für einen verständigen, zartfühlenden Cavalier hielt, zu einer Kette umzuformen, mit-tels deren Sie sich an mich anklam-mern? Schon einmal sagte ich Ihnen, daß jedes Ihrer Worte mich demüthigt, ja, beleidigt, und Sie forschen nicht, warum; Sie glauben mich zu lieben, bieten mir, wenn ich Sie recht verstan-de, Ihre Hand und fragen nicht, wer ich bin; Sie wollen in meinem Herzen gelesen haben und fanden nicht, daß ich in ängstlicher Scheu Ihnen aus-wich, daß ich Ihre Blicke nur dulde, weil Ihr Krantheit Nachsicht und Schonung erforderte, daß ich tausend Mal heiß und bitter bereue, Ihnen je ein freundschaftliches Wort geschenkt zu haben, selbst das äußerste wagten Sie, obgleich Sie längst bemerkt haben sollten, daß ich die Herrin des Hauses bin, die Gemahlin des Baron Robert Nicolai!

Al! stieß Konrad mit einem dum-pfen Schrei hervor. Das ist nicht möglich!

Wollen Sie sich darüber bei Ihrer Cousine oder der Dienerschaft erkun-digen, fuhr die Baronin mit vernichtender Kälte fort. Da Sie meine Bitte, mir nicht nachzuforschen — die ich nur an Sie richtete, weil ich hier völlig un-gehört von jeder Gesellschaft leben wollte —, so rüchhaltslos mißachteten, wäre jene so natürliche Frage wohl Ihre erste Pflicht gewesen. Sie hät-ten mir manche Unannehmlichkeit da-mit erpart und sich selbst diese häß-liche Scene, die ich indeß, da meine ei-gene thörichte Vertrauensseligkeit theilweise die Schuld daran trägt, vergessen will, sofern Sie mir nicht Gelegenheit geben, mich daran zu erinnern, was ich mit Bestimmtheit erwarte.

In heftiger Erregung wandte sie sich um und begann in einiger Entfernung auf dem Gartenwege hin- und herzu-gehen. Erst nach einigen Minuten warf sie einen schäuen Blick auf den Zurückgebliebenen — er sah wieder auf der Chaiselongue mit so bleichem Antlitz und stieren Augen, als habe er ein Gespenst gesehen. Von seiner Stirn war die Winde herabgeglitten, blutig roth schimmerte die breite, kaum ver-haftete Wunde unter dem zerwühlten Haar hervor.

Ein Frösteln überließ die Baronin — das war dieselbe dumpf brütende, trostlose Verzweiflung, die sie einst auf Muntlach's berühmtem Bilde „Die letzten Tage eines Verurtheilten“ so wunderbar ergriffen hatte. Ihr Jorn und Stolz wichen dem Mitleid, der Reue — bu trugt noch mehr Schuld als er, klug ihr eine mahnende Stim-me im Herzen, bu triebst ihn hinein in das Gefäß, das bu jetzt so hart ver-dammst, deine Pflicht wäre es gewe-sen, ihn zurückzuweisen, aufzuklären, ehe es zu spät war; bu hast sie ver-säumt und birstest doch ihm alle Ver-antwortung auf!

Raschen Schrittes trat sie an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter.

Verzeihen Sie mir, Buchrodt; die Erregung rief mich hin. Es war wohl von vornherein unecht von mir, mich in dem Schlei-e eines Geheimnisses zu hüllen. Ich gebe zu, daß das Sie doppelt reizte, daß es besonders bei unferem Zusammenreffen in der Zeufelschlucht meine Pflicht gewesen wäre, Sie aufzuklären — ach, daß der Mensch so selten weiß, den rechten Weg zu finden! Ein scheinbar harmloses Wort, das wir sprechen oder ver-schweigen, unbewußt, ohne jede Ab-sicht, wird zum Grundstein, auf dem sich unser Leben neu aufbaut, die un-bedeutendste That zu einem Steu-

das uns in ganz fremde Bahnen lenkt. Und uns bleibt nichts zu thun, als müthig gegen den Strom des Schicksals zu schwimmen; denn ob wir landen oder untergehen, gleichviel, wir haben unsere Pflicht erfüllt. Mehr kann kein Gott von uns fordern. Lassen Sie diesen Muth, Konrad Buchrodt! Sie sind ein Mann, jung, voll Kraft und Geist, verzeihen Sie mir und lehren Sie um von diesem Irrwege, auf den ich Sie ohne meinen Willen verlockte. Versuchen Sie es um meinethwillen, um mich von diesen unerträglich qualenden Selbstmordwürfen zu befreien, um Ihrer selbst willen, der Sie einem Phantom nachjagen, während Sie das wahre Glück, nach dem Sie nur die Hand auszustrecken brauchen, unbeachtet las-sen. Clara, dieses herrliche, holde Mädchen, liebt Sie — Sie können nie von einem edleren und reineren Weibe geliebt werden.

Gräbige Frau — Buchrodt hatte sich erhoben; seine Haltung war ebenso tollert wie der verbindlich, höfliche Ausdruck seines Gesichtes, seine Stim-me ohne jede Empfindlichkeit, eiskalt und deshalb um so schneidender —, ich bebaue tief, daß mein Benehmen Sie zu Entschuldigungen veranlaßte. Sie bedürfen deren ganz und gar nicht. Eine schöne Dame besitzt viele Rechte, auch das, mit Männerherzen zu spie-len; für die lächerliche Thorheit dieser Herzen, welche noch an wahre Empfin-dungen glauben, ist sie nicht verant-wortlich. Ich danke Ihnen für diese Lehre und gebe Ihnen mein Wort, daß ich sie nie vergessen werde.

Es lag eine so bittere Ironie in sei-nem Tone, daß er sie mehr verletz-ete und bewegte, als es die leidenschaft-lichen Wortwüthe im Stande gewesen wären. Einem unübersehblichen Dran-ge folgend streckte sie ihm mit fliehender Geberde beide Hände entgegen.

Es lag mir ja nichts fern, als ein Spiel mit Ihnen zu treiben. Wenn ich gegen Sie schielte, geschah es ohne jede Absicht, durch den Zwang der Ver-hältnisse. Lassen Sie uns beide alles das vergessen und Freunde bleiben.

Seien wir Freunde! sagte Konrad, ironisch, dann hielt er einen Augenblick inne; er suchte nach einem scharfen Wort, welches verletzete, ohne unhöflich zu sein. Als nun Clara zurückkam und ihm schüchtern seine Briefstasche überreichte, flog ein toller Einfall durch sein Hirn, ein Gedanke, der an Buchrodt streifte — er sagte sich das selbst in dem nämlichen Moment und doch führte er ihn aus, eben deshalb. Seinen rechten Arm fest um Clara's Hüfte legend und sie so an sich pres-send, wandte er sich lächelnd an die Baronin: Sehen Sie, gräbige Frau, eine Bethätigung dieser Freundschaft darin, daß ich Ihnen zuerst die Mit-theilung von meinem Glück mache: Clara ist jetzt meine Braut und bittet mit mir um Ihren Glückwunsch.

Melitta stand in sprachloser Ueber-raschung, Clara stieß einen unvor-sichtlichen Schrei aus; es schien, als wolle sie sich von Konrads Armen los-reißen, doch hielt er sie nur um so fes-ter, indem er mehrmals wiederholte: Meine Braut — meine Braut!

Erleuchtend neigte sie den Kopf an seine Brust. Er trug eine Verwundung in's Schloß zurück.

Sechstes Capitel.

Egon, ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit!

Ich weiß dir wahrhaftig nichts an-deres zu antworten, als das Bekannte: Was ist Wahrheit? . . . In diesem Falle bist du, Robert der einzige, der darüber zu entscheiden vermag.

Dies ist sie jedenfalls nicht, kann sie nicht sein, sagte Baron Robert Nico-lai grimmig, indem er einen augen-scheinlich schon sehr viel gelesenen Brief hervorzog und in der Faust noch mehr zerknitterte. Ich kenne die Welt zu gut, um nicht den wirklichen Werth derartiger Episteln zu übersehen. Anonym — der Angriff der Feiglinge, ein heimtückischer Ueberfall aus dem Hinterhalt. Die einzige Waffe dage-gen ist Verachtung.

Und doch genügte dieser Brief, seine Abneigung gegen die Nicolai's zu überwinden und dich mit dem Schnell-zug von Wien hierher zu führen, er-widerte Egon mit einem etwas böshafte-n Lächeln.

Hast bu eine Ahnung, wer der Schreiber sein könnte? fragte Robert rasch und seine blühartig funkelnden Augen schienen sich in diejenigen des neben ihm reitenden Verwandten ein-bogeln zu wollen.

Dieser hielt den Blick, in welchem er, mit Recht oder Unrecht, einen unaus-gesprochenen Verdacht zu lesen glaubte, ruhig aus, suchte die Köpfe und an-merkte gleichmüthig: Nicht die ge-